Haltbarkeit der Konserve nicht herabsetzt. Dagegen werden durch das Abgießen die Nährungsmittel wertvoller Bestandteile, wie der Nährsätze, Zucker- und Eiweißstoffe, beraubt. Es genügt vollkommen, den Gemüsen einige Kubikzentimeter Wasser zuzusetzen und sie dann zu sterilisieren. Auch bleibt der Geschmack des Frischen besser erhalten. Blanchierte Konserven sollen auch nicht vor Storbut schützen, der in der tarischen Armee und bei Polarexpeditionen nach ihrem Genuß aufgetreten ist, während nicht blanchierte Gemüse keine derartigen Ernährungsstörungen zur Folge haben.

Die Beamtenlaufbahn der Frau.

Von Dr. Ilse Reicke-Berlin.

(Nachdruck verboten.)

Die staatliche Beamtenlaufbahn ist der Frau in den allermeisten Fällen noch verschlossen; zweifellos aber gibt es nicht wenige Frauen, deren Neigung ebensosehr wie Begabung (denn ganz unbedingt gibt es eine angeborene Begabung für diese Dinge) auf eine Wirksamkeit verwaltungstechnischer, sozialer oder sonstwelcher Art in einem öffentlichen Gemeinwesen hinweisen. Es ist nun in hohem Grade erfreulich, daß die Städte, die dank ihrer Selbstverwaltung zu vorurteilsfreien Neuerungen schreiten können, nach denen der Staat noch nicht Verlangen oder zu denen er noch kein Zutrauen hat — daß die Kommunen mit einem Worte bereits in mancherlei Gebieten Frauen als regelrechte Beamtinnen mit Pensionsberechtigung tätig angestellt haben. Und ebenso erfreulich ist es, daß es jetzt Institute gibt, wo junge Leute und auch Frauen eigens für die kommunale und soziale Laufbahn vorgebildet werden, — für jene Berufe, die in den kommenden Jahren voraussichtlich eine immer regere Nachfrage nach geeigneten Kräften werden aufweisen können. Solcher sogenannten „Hochschulen für kommunale und soziale Verwaltung" gibt es in Deutschland bereits mehrere: vor allem in Köln und in Düsseldorf, und in anderen Städten ist der Plan zu einer solchen Hochschule im Werden oder wurde wenigstens schon in Erwägungen gezogen, wie z. B. in Frankfurt und Hamburg, oder auch in Berlin. Das Entscheidende an diesen Hochschulen, wie z. B. an der Kölner, ist, daß Akademikerinnen ohne weiteres immatrikuliert werden, daß aber vor allem auch Frauen, die irgend eine andere Vorbildung genossen haben, aufgenommen werden (auf Grund der betreffenden Zeugnisse) — die Entscheidung darüber liebt einem Ausschuß der Hochschule zu. Ebenso ist es möglich, als Hospitant oder Hörer dieser Hochschule seine verwaltungswissenschaftlichen oder sozialen Kenntnisse zu erweitern, ohne daß die Bindung so stark wäre, wie beim akademischen Bürger" unserer Universitäten, ja, als Hospitant kann man sogar die „erste Prüfung" ablegen während die zweite, die „Diplomprüfung", den regelrecht — zumeist wohl auf Grund des Reifezeugnisses — Immatrikulierten vorbehalten bleibt.

Nach vierjährigem, also zweijährigem Studium, kann man die Prüfung entweder für Sozialbeamte oder für Kommunalbeamte machen, für Frauen bietet die erstere, wie es scheint, beinahe noch mehr Aussichten auf eine Sphäre berufliche Betätigung. Gerade nach dem Kriege dürfte auf dem sozialen Gebiete — in der Armenfürsorge, der Fürsorge für Witwen und Waisen, in Fürsorgeanstalten, auf dem großen Gebiete der immer stärker einsetzenden Jugendpflege, und noch auf unzähligen anderen Gebieten der Wohlfahrtspflege — gerade hier dürfte die Nachfrage nach tüchtigen, geschulten Frauen besonders wachsen. In Berlin gibt es ja bereits ein ähnlich vorbereitendes Institut in der „Sozialen Frauenschule" von Dr. Alice Salomon.

In der Kommunalverwaltung werden solche Damen vorgebildeten Frauen, wie es maßgebende Persönlichkeiten bestätigen, eine ganz besondere Berücksichtigung vor anderen Bewerberinnen haben, und vor allem werden sich ihr danach noch ganz andere Aemter der städtischen Verwaltung neu erschließen können. Es ist vielleicht ganz lehrreich, ein paar Zahlen über die Tätigkeit der Frauen in der Verwaltung der Stadt Berlin zu vernehmen: Da gibt es z. B. in den städt. Arbeitshäusern Aufseherinnen und Oberaufseherinnen mit Gehältern von 1000 bis 1560 und 1400 bis 2400 Mark, da sind die Wohnungspflegerinnen mit 1600 bis 2600 Mark und die Wohnungsinspektorinnen mit 3100 bis 4000 Mark; das Gebiet der Inspektorinnen für Koch- und Hauswirtschaftsunterricht zeigt bis 4200 Mark usw. Es liegt auf der Hand, daß diese und ähnliche Stellen eine geeignete Vorbildung erfordern, ebenso wie die Stellen bei den Erziehungsanstalten, Fürsorgeanstalten, Kinderspielplätzen usw. In dem städtischen Bibliothekswesen sind z. B. nicht weniger als 42 Damen in höheren Stellen angestellt, davon 20 als Leiterinnen der Volksbibliotheken und weitere 4 als Leiterinnen der Kinder-Lesehallen. Im städtischen Medizinalamt, im statistischen Amt (die Damen sind dort als lebenslänglich Gemeindebeamtinnen angestellt) sind zahlreiche Frauen tätig, von den Angestellten der großen Krankenhäuser, der Fleischbeschauanstalt usw. gar nicht zu reden. Es sei nur erwähnt, daß die Frau des städtischen Fernsprechamtsleiters ihren Mann in dieser amtlichen Stellung 1½ Jahre lang vollkommen vertreten hat.

Man sieht jedenfalls: das Arbeitsfeld der Frau auf dem Gebiete der kommunalen und sozialen Verwaltung ist sehr mannigfaltig, und es wird sich noch vergrößern, sobald die geschulten Kräfte dazu sich einfinden und ihre Tüchtigkeit erweisen, auch in neuen höheren Stellen noch neue, erfolgreiche Arbeit zu leisten. Ganz gewiß brauchten die Männer eine Konkurrenz hier nicht zu fürchten, da sich immer mehr Stellen auftun, die von vornherein mehr für die Tätigkeit einer Frau geschaffen sind; um nur eine als Beispiel herauszugreifen: die Wohnungspflegerin.

Um zum Schluß noch den Inhalt jenes kommunalen und sozialen Studiums kurz ein wenig anschaulich zu machen, seien ein paar der neu angekündigten Vorlesungen, z. B. an der Kölner Hochschule, herausgegriffen: Staatsbürgerkunde, das Recht der inneren Verwaltung, Kriminalistik und Polizei, Volkswirtschaftslehre, Bandwesen und Bautechnik, Armenrecht, die Presse in der Gegenwart, Bevölkerungspolitik, Versicherungslehre usw.

Das bescheidene junge Mädchen, das sich heute nach einem Berufe umsieht, sollte unter manchen anderen Möglichkeiten auch erwägen, ob nicht eine solche Ausbildung auf kommunalwissenschaftlichem und wirtschaftswissenschaftlichem Gebiete, ob nicht eine spätere dementsprechende Berufsstellung ihrer Begabung und ihrer Neigung am meisten entspräche.

Der Krieg gegen die Motten.

Jedesmal, wenn der Frühling ins Land zieht, müssen sich unsere Hausfrauen zu einem Feldzuge gegen einen verderblichen, schlimmen und hartnäckigen Feind rüsten. Es handelt sich um den Krieg gegen die Kleidermotte, die, wenn wir ihrem Treiben kein Ziel setzen, ein arges Zerstörungswerk an den Wolle- und Pelzsachen, an Stoffvorhängen, Polstermöbeln usw. ausrichtet. In und vor den Läden der Drogenspezialisten sieht man jetzt vielfach die Aufschrift: „Die Motten kommen!" Eigentlich bedarf es dieses Hinweises nicht, denn jeder sieht jetzt die kleinen, schädlichen Mottenschmetterlinge in den Wohnungen umherfliegen. Die im Wege stehende Aufschrift ist aber trotzdem nicht ganz zutreffend, denn die Motten kommen nicht gleich den Schwalben und anderen Zugvögeln aus südlichen Ländern zu uns, sie haben vielmehr verpuppt eine geraume Zeit irgendwo in Stellen, wo man sie ungestört gelassen hatte, zugewartet, und jetzt sind die Mottenschmetterlinge ausgekrochen, und fliegen unbeschwert herum. Wer den Krieg gegen die Motten erfolgreich führen will, der muß sich vorher mit den Lebensbedingungen und der Lebensweise dieser schlimmen häuslichen Plagegeister vertraut gemacht haben. Viele halten den kleinen Mottenschmetterling für den Uebeltäter, der Pelzwerk und Wolle zerstört. Dieser ist aber an der Zerstörungsarbeit ganz unschuldig; er besitzt nicht einmal die dazu nötigen Freßwerkzeuge. Das Mottenweibchen hat einzig und allein die Aufgabe zu erfüllen, Eier zu legen, um eine für die künftige Brut möglichst günstigen, also an einem dunklen, ungestörten Ort zwischen Gegenständen aus Pelzwerk, Wollstoffen, Federn usw. abzulegen. Aus den Eiern kommen nach etwa vierzehn Tagen bis drei Wochen die kleinen graugelben Raupen hervor, die einen regen Appetit entwickeln und sich nicht nur durch die Wollstoffen oder Haare ernähren, sondern sich auch einen „Kocher" bauen, indem sie sich mit ihnen wie mit einem Futteral umhüllen, ohne dadurch in der Bewegungsfreiheit behindert zu sein. Etwa vom Juni an bis zum Frühjahr des nächsten Jahres dauert die verderbliche Freßtätigkeit der kleinen Raupen an, bis sie sich dann endlich verpuppen. Durch Bestäuben der Mottenschmetterlinge kann man zu einem Teile der Mottengefahr begegnen, aber nur zu einem kleinen Teile. Hauptsache ist, daß es den Mottenweibchen unmöglich gemacht wird, an die zu schützenden Sachen heranzukommen. Hier erweist sich als ein sehr wirksames Mittel das Einpacken der von den Motten zu verschonenden Gegenstände in Zeitungspapier; natürlich muß das Einpacken so sorgfältig geschehen, daß die Motte kein Loch findet, durch das sie hindurchkriechen kann. Das Einmotten mit allerlei Mitteln, deren Geruch den Motten unangenehm ist, erweist sich zumeist auch seinen Zweck: dort aber, wo schon ein Mottenweibchen seine Eier abgelegt hat, ist es selbstverständlich erfolglos. Bei Polstermöbeln hilft man sich gewöhnlich durch häufiges Klopfen; haben sich aber dort schon die Schädlinge festgesetzt, so ist es am besten, die Möbel einer Desinfektionsanstalt zu überweisen, die die Eier und Raupen der Motte gründlich zu vernichten vermag.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 13:

„Ungarn".

Richtige Lösungen gingen ein 85. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 87. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Werner Flinzer, G. Eisemann, Kurt Linke, Else Lüders, Marie Louise Mattern, Frau Herta Rudolph, Anna Wehrum, Gertrud Wehner, Johanna v. d. Sargen, Martin v. d. Sargen, Frau E. Sandfeld, Frau Kurt, Werner Göbring, Frau Toni Wetterling, Curt Hirsch, Lotti Zimmer, Frau El. Altenkirch, Anna Henrichs, Grete Pich, Frau Rudel, Dr. Golze, M. Jentzsch, Albert Bierbrauer, Gustav Grunicke, Fritz Gandtz, Georg Ebers, Marg. Sachs, Erich Hirschel, Fritz Hirschel, Hans Schneider, Richard Schmidt, Elisabeth Rost, C. Weibeck, Max Thieleke, B. Francke, Emil Schmidt, Walter Wolfgang, Gerhard Wolfgang, Gustav Adolf Kopisch, Lulse Bieyer, Erich Glze, Wilhelm Guillaud, Luise Steinecke, Walter Schmidt, Joh. Kaiser, Otto Blume, Ernst Klingner, Johannes Rust, Hans Stümo, Frau Emmy Michaelis, Ernst Hädike, Artur Hartnuß, L. G. Weibeck, M. Geldes, Frau Emmy Dünitz, Otto Beyermann, A. Apitzsch, Kurt Hanisch, Paul Herm, Max Schumann, Frau Anna Rudolph, Else Hoyer, Mariechen Hoyer, Frau Hagemann, Werner Heinisch, Hans Sachs, Alfred Augustin, Erich Klemens;

von auswärts: Richard Brandenburg, Stendal, Hanna Beundorf, Ammendorf, Curt Lange, Wolfen, P. Trümpler, Querfurt, Wilhelm Berkau, Wörmlitz, Gottfold Sembt, Dobritzsch, Frau Greie Hanke, Lüün, Otto Walter, Crumpa, Frau H. Kistemann, Charlottenburg, Frau A. Ebert, Dünningsdorf, Fanny Kernau, Alsleben, Oskar Dietrich, Wernigerode, Karl Beilecke, Dessau, Ernst Zitling, Leimbach, Rudolf Gerlach, Helbra, Emil Beyer, Görbersdorf, Friedrich Franze, Landsberg.

Die Prämie: Deutsches Historienbuch von G. Ritter, eleg. geb.,

entfiel auf Emil Beyer, Görbersdorf.

Akrostichon.

Man suche 9 Wörter von der Bedeutung unter a. Von jedem Wort ist durch Umsetzung eines passenden Buchstabens ein neues Wort zu bilden (wie: Lias — Elias) von der Bedeutung unter b. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b ergeben den Namen eines deutschen Seebeldes.

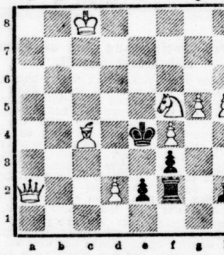
a	b
1. Teil des Baumes	— Sorge des Wirts.
2. Metall	— Verkehrsmittel.
3. Haarwuchs	— Einteilungsbegriff.
4. Bezeichnung im Kartenspiel	— Gefäß.
5. Ausruf	— Teil von Gebäuden
6. Gestalt der griech. Sage	— Ziergewächs.
7. Körperteil	— Empfindung.
8. Stand	— kleines Werkzeug.
9. Himmelskörper	— Blumen.

Prämie: Aus dem Füllhorn der edlen deutschen Musica.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von St. Urcola.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 12.

Vierzüger von Dr. H. v. Gottschall.

1. Kb2—b3	1. Kd4—d5
2. Se5—c6	2. Kd5 n. c6
3. Kb3—c4	3. Beliebig.
4. b4—b5 matt.	

Auf 2. ..., Sg8—f6 folgt 3. Se5—e7+ usw.; A) auf 1. ..., Sg8—e7 2. Se5—f3+, Kd4—d5 3. e2—e4+ usw.; B) auf 1. ..., beliebig 2. Se5—c6+, Kd4—d5 3. Sc6—e7+ usw.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huch, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eliesser, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 14 — Halle, Sonntag, den 2. April — 1916

Rechne niemals auf ein Glück!
Oft ja bleibt im Garten
Das Erwartete zurück
Hinter dem Erwarten.
Wenn du darauf rechnest nicht,
Wirds von freien Stücken
Kommen und ein Sonnenlicht
Doppelt dich beglücken.

Rückert.

Der Legionär.

Erzählung von Jens Lornsen.

(Nachdruck verboten.)

Hauptmann Lautner ritt im Schritt mit seinem Kompagnieoffizier durch die kleine, schmale Gasse. Das Sonnenlicht lag rotgelb auf den weißen Hausmauern, kroch höher und höher zu den Dächern und verblaßte langsam.

Der alte Offizier legte die Zügel zurecht und klopfte dem Braunen auf den glänzenden Hals.

„War ein guter Weg, Roloff, was?" Erritt sich ein auf dem Pferd und war zufrieden. Wenn man als Siebzigjähriger an einem Ritzug teilnimmt, ist ein guter Gaul Gold wert. War's auch nur Landsturm, mit dem er ausgezogen war — die belgische Besatzungszeit hatte bald ein Ende, und man erzählte, daß das Bataillon irgendwo in den Osten käme.

Der Feldwebel im Kompagniebureau sprang auf, als er hinzutrat.

„Gibt's was Neues?"

„Fünf Ersatzleute für die Erkrankten sind von Stettin angekommen!"

„Lassen Sie sie holen!"

„Sind schon draußen, Herr Hauptmann, — aber der eine ist ein unsicherer Bursche, der ist mir zu lange in Frankreich gewesen."

„Wie heißt er?"

„Lottener, Herr Hauptmann, er kommt von der Fremdenlegion."

Die Mannschaften stapften hinein, vier Ersatzreservisten, die man notdürftig ausgebildet hem Landsturm zugesteckt hatte, und ein breitschaftiger brauner Bursche, der unruhig im Zimmer umhersah. Fast wie ein Farbiger sah er aus, wären nicht die weißblonden Wimpern und Brauen gewesen, die sich buschig unter der Mütze hervorschoben.

Als er den Hauptmann sah, irrte sein Blick sekundenlang über den Boden, dann schaute er wieder fest geradeaus, keine Sehne zuckte mehr in der bronzenen Haut.

Der Hauptmann winkte.

„Wie lange waren Sie drüben, Lottener?"

„Zehn Jahre, Herr Hauptmann."

„Was waren Sie da?"

„Sergeant, Herr Hauptmann."

„Wie kamen Sie dahin?"

Der andere sah ihm fast spöttisch in die Augen.

„Durchgebrannt bin ich in Deutschland, Herr Hauptmann, und als ich Heimweh hatte und nach Hause wollte, hab' ich's in Frankreich mit der Angst gekriegt und hab' mich geschämt. Und da traf's gerade so."

Er sprach nicht ganz rein, man hörte ihm die Zeit in aller Herren Länder an.

„Und wie sind Sie zurückgekommen?"

„Ausgebrochen, Herr Hauptmann! Auf alte Sergeanten achtet man weniger — wegen der Pension. Als der Oesterreicher ermordet wurde, war genug Aufregung in der Kaserne, und wir haben alle gespürt, was kommen würde."

„Warum kamen Sie denn erst jetzt nach Deutschland?"

„Hat Monate gedauert, bis ich durch Tunis kam, und dann war's Krieg mit Italien."

Der Hauptmann schüttelte erregt den eisgrauen Kopf und schob das Schreibzeug zurecht. „Aber das müssen Sie mir noch einmal genauer erzählen, das ist ja eigenartig." Er winkte dem Feldwebel ab, der irgend etwas sagen wollte. „Kommen Sie morgen nachmittag wieder aufs Bureau, verstanden?" Er fühlte, wie sein Herz klopfte. Alles Abenteuerliche erregte ihn fast krankhaft. Er war selbst in seiner Jugend ein wilder Draufgänger gewesen, der nicht genug von der Welt hatte sehen können. Jung verheiratet, hatte er keine Ruhe finden können in der Ehe, war nach drüben gegangen, war heimgekommen, war in Zwist geraten und hatte seinen Abschied genommen. Und dann war er rastlos über die Welt gewandert nach Süden und Norden, bis ihn das Alter zur Ruhe zwang.

* * *

Zwei Stunden später erhielt das Bataillon Marschbefehl nach dem Osten, und im neuen Morgengrauen rollte der endlose Zug nach Rußland hinüber.

Gedenktage der Woche.

2. April 749 * Karl der Große
1798 † Hoffmann v. Fallersleben.
1805 * Dichter Hans Christian Andersen.
1910 † Friedrich v. Bodelschwingh.
3. April 1689 † Murillo in Sevilla.
1897 † Johannes Brahms in Wien.
1914 † Paul Heyse in München.
4. April 1785 * Bettina v. Arnim, Gattin des Dichters Achim v. Arnim.
1905 † Der Bildhauer Meunier in Brüssel.
5. April 1734 * Komponist Ludwig Spohr in Braunschweig.
1915 Deutsche und Oesterreicher erobern starke russische Höhenstellungen.
6. April 1528 † Albrecht Dürer.
1884 † Emanuel Geibel in Lübeck.
1911 † Der Schulmann Muff in Hamburg.
7. April 1814 Napoleon I. nach Elba verbannt.
1875 † Georg Herwegh in Baden-Baden.
1881 † Johann Wichern in Hamburg.
8. April 1835 † Wilhelm v. Humboldt.
1897 † Heinrich v. Siepkan.

Als sie drüben über den Bug gegangen waren, kam das Bataillon wieder in Ruhestellung dicht hinter die Front, und Hauptmann Lautner hatte Zeit dazu, seine Kompagnie zu ordnen. Sie hatten einige Verluste gehabt, ein paar Marschfrankte waren zurückgeblieben, sonst waren sie glücklich davongekommen.

Der Mittag lag über der weiten sumpfigen Heide, die sich endlos zwischen Seen und Büschen streckte. Der Dienst war vorüber, aber mit dem Kampf war wieder die ewige Rastlosigkeit über den Alten gekommen. Er konnte endlos mit Roloff über die Weite reiten, in sich versunken und schweigsam. Einige Male hatte der Leutnant ein Gespräch begonnen, aber es war nicht weit gekommen, der Hauptmann liebte es nicht.

Von den Sümpfen stieg eine dünne, glasige Luft auf und verschmolz die fernen Farben der Wälder zu einer einzigen Fläche. Der Boden war wild und heimtückisch, Heidbruch und Moorlöcher sprangen in den schmalen Weg. Mitunter flogen ein paar Holztauben schreiend aus den Birken, dann wurde es wieder totenstill, nur Bienen und Libellen summten eintönig durch das flutende Licht, schwellend und fallend, unaufhörlich. Und mitunter ein paar dumpfe Schläge, ein fernes Kleingewehrfeuer.

„Hab' ich Ihnen von Kamerun erzählt, Roloff?"

„Nein, Herr Hauptmann."

„Oder von den Pampas drüben?"

„Auch nicht, Herr Hauptmann!"

Der Alte schien mit sich selbst zu sprechen, halblaut, daß der andere Mühe hatte, ihm zu folgen.

„Ich bin mal wochenlang hindurchgeritten, kreuz und quer. Wissen Sie, ich hab' drüben einen Sohn verloren, und ich hab' lange nicht daran glauben können. Es war wie eine eigene Beruhigung, daß ich ihn so lange suchte und nicht fand."

„Sie waren verheiratet?" Roloff fragte erstaunt, er hatte keine Ahnung davon gehabt. Aber der andere hörte ihn nicht.

„Wissen Sie, daß ich meine Frau verlor, ist mir schwer gewesen, aber ich hab's verschmerzt. Aber der Jung, — schen Sie, — wie haben alle so etwas Irdärliches in uns. Wir meinen fortzuleben in unsern Kindern, so 'ne Art Sehnsucht nach dem ewigen Leben, aber körperlicher, weil wir's vor uns haben. Es bleibt etwas Eigentümliches, in den Kindern sein eigen Blut zu sehen, so nah und doch rattelhaft wie Gottes Schöpfung."

Roloff sah erstaunt auf, so redselig war Lautner noch nie gewesen. Fast sch'en's ihm nah zu gehen, die alten verbitterten Züge arbeiteten krampfhaft.

„Wissen Sie, wenn ich mich Ihnen über die Heide reite, dann denk' ich mitunter, ich wär' da drüben, und Sie wären mein Jung, und —", er atmete erschöpft, „verrückt, was?"

„Aber, Herr Hauptmann!" Roloff schüttelte den Kopf, er verstand den andern nicht recht. „Wann haben Sie ihn denn verloren?"

„Mit fünfzehn ging er rüber, und ein paar Monate später kriegte ich seine Papiere von einem Freund. Dreißig Jahre ist's nun her — dreißig Jahr, Roloff!" Er begann zu traben. „Wissen Sie's schon, daß ich Sie zum Kreuz vorschlug, — wegen der Sache neulich. Sie haben's eigentlich allein geschafft, ich bin wohl zu alt, ich hab' mich riesig gefreut über Sie. Drei Kreuze hab ich für die Kompagnie gekriegt, aber ich will noch warten bis zum nächsten Kampf."

Er wollte noch etwas sagen, aber er fürchtete, zu viel von sich selbst zu geben. Ihm schien's mitunter krankhaft, wie er sich hineinbadte, mit dem Jung zu reiten, mit seinem eigenen. Deshalb schwieg er, wenn sie draußen waren, und ließ es in sich strömen, lauter Freude und Träumerei.

Dreißig Jahre war's her, dreißig Sommer. Fünfzehn Jahre war der Jung gewesen, als er übers Meer ging. Damals, als er verstanden hatte, daß zwischen Vater und Mutter kein Band mehr bestand. Man hatte es ihm wohl hören lassen, irgendwo, und ehrgeizig, krankhaft stolz war er wie der Vater. Und das Abenteuerblut hatte er in sich, dafür kennt' er nichts. Aber das andere, das Schreckliche, daß er sich verzeiht, um nach drüben zu kommen, das durfte nicht sein. Kein Schicksal, kein noch so harter Zwist zwischen Vater und Mutter durfte ihn dazu verleiten.

Der Junge hatte gebüßt. Nach ein, zwei Monaten hatte ein Freund Lautners, der ihn suchte, die Papiere geschickt. Gelbes Fieber stand drauf.

Lautner schrak auf.

„Wenn wir jetzt rechts abbiegen, Herr Hauptmann, treffen wir die Kompagnie."

„Gut, Roloff!"

Weiter vorn gegen die Vorstellungen schien sich ein Gefecht zu entwickeln. Man hörte ein fernes Kleingewehrfeuer über die Heide, rasch und leise, und dann ein paar helle Schläge dazwischen.

„Hören Sie's, Roloff?"

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

Was war's noch mit den Papieren? Die Kompagnieforgen waren wieder lebendig. Der Feldwebel hatte einen Handschuh und konnte nur kritzeln. Und die Schreiber verbummelten alles, all die Stammrollen und Gefechtsberichte. Und die lächerlichen Anfragen von Bezirkskommando und Sammelstellen.

Sie waren wieder nahe beim Dorf, ein Zug erzwierte auf einem ausgebrannten Heidestück, weiterhin am Weg ein anderer Zug. War gut, daß die alten Landsturmleute mal wieder etwas in Uebung kamen.

Was war's noch mit den Papieren?

„Wo ist der Gefreite Lottener?"

„Hier, Herr Hauptmann!"

„Hören Sie mal, da krieg' ich vom Bezirkskommando so 'n Schreiben nachgeschickt. Sie wären da nicht zu finden in der Liste!"

Der Mann wurde wachsbleich, es war, als zitterte er am ganzen Leibe. Irgendein Verdacht fuhr in den Offizieren auf. Waren sie nicht gewarnt vor angeblichen Legionären, vor Auskundschaftung? Aber der Lottener hatte sich vorzüglich geschlagen, der war mit dem Herzen dabei gewesen. Unsinn, der war kein Spion!

„Also, das Bezirkskommando Berlin schreibt, — Donnerwetter nun antworten Sie doch!"

Lottener suchte nach Worten. Sein Gesicht arbeitete krampfhaft.

„Ist wohl falsch geschrieben, Herr Hauptmann!"

„Reden Sie doch, — wieso falsch geschrieben?"

„Man hat's erst französisch gesprochen, und dann wieder umgeschrieben, Herr Hauptmann —"

„Was sagen Sie, reden Sie doch vernünftig!"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191604028/fragment/page=0001

Vom Dorfe kam schweißbedeckt ein Radfahrer über die Heide. War die Telephonordonnanz aus dem Bureau.

„Fernspruch von der Brigade: Das Bataillon soll sofort ausrücken. Die zweite Kompagnie steht schon bereit."

Roloff schimpfte und schrie zum Zug hinüber. „Aus mit der Ruhestellung, Herr Hauptmann!"

„Was war los? Ach so, das Gefecht vorn. Na ja, hätt' doch nicht lange gedauert. Und was redete Lottener? Unsinn, — geboren Karlsruhe stand auf dem Schein, — Fritz Lottener.

„Zweiter Zug Richtung Mühle sammeln. Dritter Zug anschließen."

•

Als die Kompagnie zum Sturm angesetzt wurde, fiel's Hauptmann Lautner noch einmal ein, nach dem Legionär zu sehen. Der stand ein paar Schritte entfernt, hatte den Kopf gebeugt wie ein Stier und wartete mit funkelnden Augen auf das Kommando. Spion? Unsinn, das war kein Spion! So sah kein Spion aus, wenn's zum Sturm ging. Ein Unglücklicher war's!"

„Auf marsch, marsch!" Die Gewehre brüben schwiegen noch, es war eine kurze Strecke, die sie zu durchmessen hatten, — eine Ewigkeit. Kurz vor dem Graben, auf ein paar Schritte, kam der Feind zur Besinnung, ein, zwei Schüsse fielen, dann begann das Handgemenge.

Warum war Lottener immer vor ihm? Der wollte wohl zeigen, daß er kein Spion war. Wie der Kerl um sich schlug! Wie ein Löwe. Hatt' er wohl da unten gelernt. Hauptmann Lautner bob den Revolver und schoß ein-, zwei-, dreimal; das war nicht davor gewesen. Für ihn selbst und den Legionär.

Er bante den anderen plötzlich aus den Augen verloren. Die Russen wehrten sich wie unsinnig, ihre Flucht ging über freies Feld, sie wußten, es kam keiner davon. Irgendwo ballte sich ein Klumpen verzweifelt Ringender zusammen, die Stiftengewehre und Messer blitzten, ein furchtbares Schreien und Stöhnen, Verwünschen und Hurrarufen. Langsam wurde der Landsturm zurückgedrängt. Hauptmann Lautner trieb ein paar Leichtverwundete zusammen und wollte hinüber. Da sprang auf einmal der Lottener mit einer Handvoll Leute hinzu. Wie ein Stier stürmte sein mächtiger Körper durch die zerrtretene blutige Heide. Und hinter ihm die andern. Ein kurzes, wildes Gemenge, dann wurde der Knäuel gebrochen, und die Russen trieben flüchtig durch Moorlöcher und Sumpf zurück, bis die letzten hinter den Höhen verschwanden.

Lottener stand an eine Birke gelehnt. Er hatte ein russisches Gewehr und atmete, als wollte seine Brust springen.

Langsam ging die Kompagnie vor.

Hauptmann Lautner fühlte erregt, daß er etwas gut zu machen hatte, Spion — wer hatte Spion zu dem Legionär gesagt? Ein Unglücklicher war's, der wieder gut machte, wo er sich vergessen hatte. Er drängte sich neben ihn, tastete über die Taschen und zog eins der wohlverwickelten Kreuze heraus. „Dem wollt' er's geben, das war Gerechtigkeit, wahre und echte Gerechtigkeit.

Die Russen vorn waren verschwunden. Der Kampflärm war still geworden, mühsam und müde schritten sie durch die Heide.

„Lottener!" Er ging neben ihm und sah in des anderen Augen. Warum glänzten die so sonderbar, fast ängstlich und demütig, und doch so überfroh, voll jubelnder Kampffreude?

„Sie haben beute vieles wieder gut gemacht, Lottener!"

Er reichte ihm das schlichte Kreuz hinüber und versuchte es anzuheften.

„Sie sind wieder ein ehrlicher Mann, verstanden!"

Der andere stöhnte leise auf wie in körperlichem Schmerz:

„Ja, Vater!"

Mutter.

Novelle von Fritz Mack.

(Nachdruck verboten.)

Ein leuchtender Sommermorgen. Die Villa des Fabrikanten Lesmann leuchtete grell durch das Laub der Bäume. In dem Gartenzimmer waren Tür und Fenster weit geöffnet. Ein weicher Duft von Rosen flutete in zitternden Wellen in das Gemach, sank in allen Winkeln nieder, blieb auf den Gegenständen haften.

Die Frau des Hauses saß im Krankenstuhl und sah mit der Rührung, die Genesende leicht überkommt, ihre Schwester um sich bemühen. Jetzt streifte ein übermütiger Sonnenstrahl das Gesicht der Kranken und überzog die bleichen Wangen mit einer feinen Röte. Frau Lesmann legte das Buch, in dem sie hatte lesen wollen, beiseite und gab sich ganz der wohligen Empfindung wiedererbrennender Kraft hin. Dann horchte sie gespannt nach den Schritten, die vom Garten her näherkamen. Einige Augenblicke später lächelte sie ihrem Sohne entgegen.

Die Schwester legte den Arm um die Genesende und sagte zu ihrem Neffen: „In zwei bis drei Wochen wird deine Mutter so weit sein, daß wir zusammen aufs Land gehen können."

Zwischen den Augen des jungen Mannes bildete sich eine scharfe Falte. „Vorausgesetzt, daß gegen diesen Plan niemand Einspruch erhebt."

Leben und Streben.

Nicht morgen, nicht heut' — dahinten, weit
Da wartet das Glück.
D'rum steh' du nicht still, sonst schwindet das Ziel
Bald deinem Blick.

Das Gute nimm mit, das Böse zertritt
Auf deiner Bahn!
Bleib ehrlich und rein — die Menschen laß schrei'n,
Dich fichts nicht an.

Trag' hoch dein Gesicht und neige dich nicht
Vor Titeln und Geld!
Doch fromm beug' das Knie vor Geist und Genie,
Den Sonnen der Welt.

Das Schöne bet' an, die Wahrheit wird dann
Dir Führerin sein;
Dem Licht weicht die Nacht, dein Weg ist vollbracht,
Die Palme ist dein!

Charlotte Malten, Halle.

Frau Brückner sah erstaunt auf: „Wer sollte denn?"

„Ach so, ja. Du weißt ja noch nicht, daß in diesem Hause nur ein Wille gilt."

„Eduard!" Die Mutter richtete sich in ihrem Stuhle auf.

„Ja, ich weiß! Aber — ich kann nicht immer stille sein."

„Etwas mehr Rücksicht könntest du jetzt immer üben."

Der Sohn wollte etwas erwidern, als er seine Mutter zusammenzucken sah. Gleich darauf erschien der Fabrikant Berthold Lesmann im Türrahmen. Er erkundigte sich nach dem Befinden seiner Gattin. Dann bemerkte er das Buch: „Was, du liest doch nicht etwa?"

Frau Lesmann wandte schüchtern ein: „Ich habe diesen Genuß so lange entbehren müssen."

„Liebe Amalie, ich selbst bedaure das am meisten. Aber der Medizinalrat hat dir vor allem Ruhe geboten."

Nun mischte sich Eduard ein: „Das war vor drei Wochen. Seither hat sich Mutters Zustand wesentlich gebessert. Außerdem verlangte Mutter selbst..."

Der Fabrikant drehte sich langsam um: „Bei Kranken hat man die Pflicht, in der Erfüllung ihrer Wünsche vorsichtig zu sein."

„Wenn diese Kranken Kinder sind!"

„Alle Kranken sind Kinder. Ich bin erstaunt, daß du, als künftiger Arzt — —"

Eduard unterbrach seinen Stiefvater erregt: „Ueber das, was ich als Arzt zu tun habe, kann ich deine Belehrungen entbehren."

Berthold Lesmann biß sich auf die Lippen. Es klang gezwungen beherrscht, als er sich wieder seiner Frau zuwandte: „Ich würde es jedenfalls lieber sehen, wenn du dem Arzt noch eine Zeitlang gehorsam sein wolltest." Dann verließ er das Zimmer.

Eduard ging erregt hin und her: „Ich würde es lieber sehen — das heißt, ich wünsche, oder vielmehr: ich befehle!"

Frau Brückner sah kopfschüttelnd ihren Neffen an. „Was bedeutet das? Ich erkenne dich nicht wieder, Eduard! Die Art, wie du deinem Stiefvater begegnest — —"

„Jawohl, ich weiß. Ich soll mich ducken und stillhalten, wie alle hier im Hause."

Jetzt fuhr die Kranke auf: „Du wirst unartig!" Schließendes Schrittes, die Begleitung der Schwester ablehnend, ging Frau Lesmann hinaus.

Frau Brückner stellte sich mit einigen energischen Schritten Eduard in den Weg. „Was geht hier vor?"

„Du wirst es bald begreifen."

„Ihr verheimlicht mir etwas!"

„Da ist nichts zu verheimlichen. Jeder, der Augen hat, muß es sehen."

„Das versteh' ich nicht."

„Siehst du nicht, wie völlig verwandelt Mutter gegen früher ist? Dieser Mann hat sie zu einem willenlosen Schatten gemacht. Er ist so maßlos egoistisch und herrschsüchtig, daß er keine selbständige Willensregung neben sich dulden kann. Dieser Mann hat meine arme Mutter geistig und seelisch geknebelt. Darum hasse ich ihn."

Frau Brückner hatte eine Weile nachdenklich geschwiegen. Dann sagte sie halb unbewußt: „Warum nur?"

„Ja, das ist die Frage, über die auch ich nicht hinwegkomme. Mein Vater und dieser Mann! Ich darf nicht daran denken. Ich verliere sonst den Verstand."

Hinter dieses Geheimnis werde ich kommen." Es klang fest und zuversichtlich, wie Frau Brückner das sagte. Eduard sah sie einen Augenblick in aufkeimender Hoffnung an. Er reichte ihr die Hand.

„Wenn du das könntest!" — — —

Am folgenden Tage saß Frau Amalie wieder in ihrem Lehnstuhl und lobte ihre Augen an dem satten Grün der Platanen, die über die Verandabrüstung herübernickten. Sie bemerkte nicht, wie forschend die Blicke der Schwester auf ihr ruhten.

„Willst du etwas lesen?"

„Danke. Ich fühle mich etwas angegriffen."

Frau Brückner kam dicht an den Stuhl heran: „Amalie! Sei doch ehrlich! Weil dein Gatte es nicht wünscht, darum willst du nicht lesen."

Die Kranke bob rasch den Kopf: „Du hast mit Eduard über diese Dinge gesprochen."

„Ja. Er hat mir über manches die Augen geöffnet."

„Eduard ist besangen."

„Eben deshalb muß ich, um ganz klar zu sehen, von dir selbst Aufklärung haben."

„Aufklärung? Worüber?"

„Gerade heraus: über den wahren Grund deiner Wiederverheiratung."

Frau Amalie erschrak. Sie senkte den Kopf und schwieg.

„Du bist nicht glücklich, Amalie. Gestehe es nur, diese Ehe war ein Irrtum. Aber wie konntest du ihn begehen?"

„Liebe Schwester, ich habe mir mein Schicksal selbst gewählt. Verlange nicht von mir, daß ich mich beklage."

„Aber vergiß nicht, daß du damit auch das Schicksal eines Dritten bestimmt hast."

Frau Amalie holte tief Atem, ehe sie, mehr zu sich selbst, erwiderte: „Ich hoffe, nicht zu seinem Schaden."

„Wie? Das versteh' ich nicht. Dann hättest du es also — Eduards wegen getan?"

Frau Amalie nickte. Um ihre Lippen zuckte es wie Wetterleuchten.

„Willst du mir das nicht näher erklären?"

Auf einen aufbeutenden Wink der Schwester zog sich Frau Brückner einen Sessel dicht an den Lehnstuhl heran.

„Ich will es dir sagen. Aber: Eduard darf nichts davon erfahren."

„Das kann ich dir nicht versprechen. Ich finde, dein Sohn hat ein Recht darauf, in dieser Sache klar zu sehen."

Frau Amalie schüttelte den Kopf. „Du wirst gleich selbst begreifen, daß meine Beichte nichts für seine Ohren ist." Die Kranke holte tief Atem, ehe sie begann: „Wie du weißt, hat Eduards Vater bei seinem Tode sein Vermögen hinterlassen. Davon, daß zu seinen Lebzeiten auch mein Vermögen in die Fabrik gesteckt wurde und — verloren ging, habe ich dir bis heute nichts gesagt."

Frau Brückner schnellte von ihrem Sitz auf: „Was sagst du da! Dein ganzes Vermögen?"

„Alles! Eduard hätte sein Studium, an dem er so hängt, aufgeben müssen."

„Und deshalb also — ?"

„Deshalb glaubte ich, die mir angebotene Hand meines jetzigen Gatten nicht ausschlagen zu dürfen."

„Liebe Amalie, das ist ja entsetzlich, was du mir da sagst."

Die Schwester wehrte ab: „Es war ein Verbrechen an meinem jetzigen Gatten, ich weiß."

„Nein, es war vor allem ein Unrecht gegen dich selbst. Und — vielleicht auch gegen Eduard."

Die Augen der Kranken richteten sich in starrem Entsetzen auf die Schwester. „Du glaubst — ?"

„Ich fürchte, daß Eduard dieses ungeheure Opfer nicht annehmen würde, wenn er — —"

„Er darf nie ein Wort davon erfahren, verstehst du! Nie!"

Frau Brückner nickte stumm, im Innersten erschüttert, Gewährung. — —

Am Abend desselben Tages kam der Fabrikant Berthold Lesmann besonders ebellaunig nach Hause. Ein kleiner Wortwechsel mit seinem Stiefsohn wurde der Anlaß zu einer leidenschaftlich erregten Szene, in der für beide Männer alle inneren Hemmungen fielen. Eduard packte noch in

der Nacht seine Sachen und verließ vor Tagesanbruch das Haus.

Dieser Brief gab den beiden Frauen Aufklärung:

Liebe Mutter!

Seit heute nacht ahne ich den Zusammenhang. Ich bin tief erschüttert. Das kann also eine Mutter tun! Und doch — ich kann das Neue noch nicht fassen. Etwas in mir sagt immer wieder: Du hättest das Dir nicht antun dürfen. Ich muß Zeit haben, ganz mit mir selbst ins Klare zu kommen. Darum gehe ich. In Gedanken bin ich stets bei Dir und im Herzen bin ich mehr denn je mit Dir verbunden. Lebe wohl und bergeih

Deinem Sohn Eduard.

Immer wieder las Frau Amalie diese Zeilen. Und der Pendel der Kaminuhr tickte in seiner unbarmherzigen Eintönigkeit immer wieder: Umsonst, umsonst, umsonst .....

Vom Krokus.

Die „Kerzen der Frühmett im Jahr", wie der Dichtermund die Krokusblüten bezeichnend genannt hat, waren schon den Alten bekannt und erfreuten sich bei ihnen einer weit größeren Wertschätzung als bei uns. Namentlich der gelbe Krokus war Griechen und Römern der Inbegriff alles Lieblichen in Farbe, Geruch und Geschmack.

Außer dem goldenen Glanz seiner Blüten entzückte die Griechen sein herrlicher Duft, seine Narbe aber gab eine dauernde gelbe Farbe, und Kleider und Schleier und Schuhe, mit dieser getränkt, erschienen dem Auge der Griechen so herrlich, daß sie ihre Götter mit safranfarbigen Gewändern bekleideten.

Wie die Griechen kannten und schätzten auch die Römer den Krokus, und unter den Kaisern ward mit seinen Blüten die gleiche Verschwendung getrieben, wie mit Rosen und Veilchen. Beim festlichen Mahl deckten Krokusblumen den Boden, man ruhte auf Polstern, die mit Krokusblättern gefüllt waren, und wie im Theater, so sprühte man auch hier Wasser aus feinen Röhrchen, das mit Safran wohlriechend gemacht war, über die Gäste. Heliogabal, der verkörperte Orient auf dem römischen Throne, badete nur in Teichen mit krokusduftendem Wasser. Auch Kochkunst und Medizin machten vom Safran reichlichen Gebrauch. Er bildete eine beliebte Würze in Speisen und Getränken und war gegen allerlei Uebel heilsam. Vor allem rühmte man ihn nach, daß sein Genuß die üblen Folgen der Schwelgerei verhindere und ein Kranz von Krokusblättern vor Trunkenheit schütze.

Das gleich hohe Ansehen, das der Krokus im Altertum genoß, verblieb ihm auch im Mittelalter. In dieser Zeit wurde er im mittleren und nördlichen Europa heimisch. Ein Pilger soll unter Eduard III. eine Safranwurzel aus dem gelobten Lande in einem ausgehöhlten Stocke mit nach England gebracht haben. Nach einer österreichischen Sage verpflanzte ein Ritter von Rauenneck im Jahre 1198 den Krokus nach Oesterreich, nach einer anderen Fassung war es der Ritter Walter von Werkenstein, der ihn in diesem Jahre der Dame seines Herzens, Hulda von Rauenstein, als seltenes Geschenk aus dem Orient verehrte. In Wirklichkeit waren es die Araber, die neben so vielen anderen auch diese Kultur nach Europa brachten. Ihnen gelang, was das Altertum entweder vergeblich unternommen oder bei dem offenen Verkehr mit dem Orient nicht ernstlich versucht hatte. Von jener Zeit und aus Spanien stammen die Safranfelder am Mittelmeer, wie auch seitdem der arabische Name Safran den alten griechisch-römischen Krokus restlos verdrängte.

Wie im Altertum, so färbte man auch im Mittelalter mit dem in ihm enthaltenen Farbstoff die Kleider gelb, und benutzte Safran als Würze für Suppen und Saucen. Das war allerdings nicht ganz unbedenklich. Die gelbe Suppe hinterließ gar zu gern deutliche Spuren auf den Kleidern, umsomehr, als man den Gebrauch von Messer und Gabel noch nicht kannte. Es galt als ein Zeichen besonders feiner Bildung, daß Matthias Corvinus, König von Ungarn, es verstand, beim Speisen Safranflecke zu vermeiden. In neuerer Zeit ist der Verbrauch von Safran als Farbstoff und Gewürz viel geringer geworden.

Auch als Heilmittel wurde die Pflanze gern verwendet. Nach dem alten Satze: „Aehnliches durch Aehnliches zu heilen" gebrauchte man Safran, in einen Apfel gesteckt, gegen die Gelbsucht. Er galt außerdem für herzstärkend und als Mittel wider die Pest. In kleinen Mengen genossen, wirkt Safran anregend und krampfstillend, in größeren Mengen betäubend. Deshalb wird er auch manchem Heilmittel zugesetzt, und die Landbevölkerung wendet noch jetzt als gerieselndes Mittel bei Muskelschmerzen gern „Erkältungspflaster" an. Das ist ein Pflaster, das Safran enthält; der Name ist offenbar entstellt. Unter den verschiedenen Safranarten ist noch immer der aus dem Orient stammende am meisten geschätzt; Persien und Kleinasien, das Heimatland, liefern den besten. Hohen Wert besitzt auch der österreichische, und große Verbreitung hat der spanische und südfranzösische gefunden. In Oesterreich findet man ausgedehnte Safranfelder, nach altem Glauben durfte er früher hier wie von Frauen oder Jungfrauen geerntet werden, da er sonst verdarb. Alle seine duftenden, heilenden und färbenden Kräfte sammelt der Krokus in seiner breiteiligen Narbe. Diese allein wird gepflückt und kommt in Fadenform in den Handel. Auf diese Form bezieht sich auch sein Name Krokus, der von dem griechischen Worte Kroke (Faden) abgeleitet ist, während Safran aus dem arabischen zafarán (gelbfärben) entstanden ist.

Die Kultur des Safrans ist ziemlich einfach. Man pflanzt die Knollen kurz vor Beginn der herbstlichen Regenzeit in langen Reihen von etwa 20 Zentimeter Abstand. September bis November erscheinen dann die Blüten, die in den Morgenstunden, ehe sich die Blütenhülle geöffnet hat, gesammelt werden. Zu Hause werden dann die Narben ausgepflückt und in flachen Pfannen oder auf Roßhaarsieben über einem leichten, ofenen Feuer unter beständigem Umschütteln geröstet. Da die Narben nur klein sind, so gehören ungefähr 80—50 000 Blüten zu einem Kilogramm Safran. Daraus erklärt sich sein hoher Preis und die Kunst — ihn zu fälschen. Hierzu benutzt man besonders den echten oder Garten-Saffor, den man geradezu als falschen Safran bezeichnet. Von der besonders in Thüringen viel angebauten Pflanze, einem Distelgewächs, mengt man die zusammengetrockneten Blumenblätter dem Safran bei. Besonders das im Handel vorkommende Safranpulver besteht oft nur aus Saffor, der mit einer verschwindend kleinen Menge echten Safrans parfümiert ist.

Der zur Gewinnung des Safrans gezogene Krokus ist nicht unser Frühlingsblümchen, sondern der echte Safran, der seine Blüten erst im Herbst entfaltet. Der Frühlingssafran, bei uns in Gärten gezogen oder als duftiger Zimmerschmuck in Töpfen getrieben, kommt in Süddeutschland wild auf Bergwiesen vor und überdeckt die Abhänge der Kalkalpen Niederösterreichs. Häufiger noch ist der weißblühende Krokus, der die Wiesen der Alpentäler mit unzähligen Blüten schmückt. Sein zartes Weiß nimmt aber oft auch eine violette Färbung an. In den letzten Jahren haben die großen Harlemer Blumenzüchter auch den Krokus, der in früherer Zeit etwas vernachlässigt worden war, ihre Aufmerksamkeit zugewendet und Neuzüchtungen erreicht, die sich durch ihre Größe und Farbe ganz auffallend von den älteren Sorten unterscheiden.

Aus der Welt der Frau.

Wer im Großen siegen will,
Sei im Kleinen sleißig.
Von eins, zwei kommt man
zu drei,
Von dem Drei zum Dreißig.
Arndt.

Ein Tag der Gunst ist wie ein
Tag der Ernte:
Man muß geschäftig sein, sobald
sie reift.
Goethe.

Was der Vorfrühling uns an Gemüse und Salat schenkt.

Wenn im März das Wetter milder wurde, die Erde aufgetaut war und die Sonne schon recht warm schien, dann begann für uns Kinder auf dem Lande die vergnügliche Zeit des Salat- und Gemüsesuchens in den Wiesen und auf den Feldern. Sammelsack gingen wir dann, mit einem Korb und einem kleinen, alten Küchenmesser bewaffnet, und suchten nach eßbaren Dingen, die Abwechslung in das tägliche Einerlei der Wintertost bringen sollten. Vielleicht ist in dieser harten Kriegszeit, da wir alles nach Möglichkeit ausnutzen müssen, den Hausfrauen ein Hinweis willkommen, was wir alles suchten und fanden.

Da war zunächst der Löwenzahn, auch Eierpatsch genannt, der am frühesten in den Wiesen erschien. Eifrig spähend gingen wir über die noch winterlichen Wiesen, bis wir plötzlich ein ganzes Nest der kleinen Pflanzen entdeckten und uns jauchzend darauf stürzten. Sorgfältig wurden die kleinen, gezackten Blättchen auseinandergebogen und nachgesehen, ob auch eine Blütenknospe darin war, die wie ein kleiner Knopf ganz polsterlich in der Mitte saß. Das war für uns das Zeichen, daß der Löwenzahn echt war: es gibt auch unechten, der aber keine Blüte hat und daher leicht erkannt wird. Nun wurden solche Pflanzen, möglichst kleine und zarte, ausgestochen, wie wir konnten. Und stolz ging man mit dem gefüllten Korb nach Hause. Hier wurden die einzelnen Blättchen abgezupft, sehr fein geschnitten, sauber gewaschen und 2—3 Stunden in Salzwasser gestellt, wodurch die Blätter die ihnen anhaftende Bitterkeit verlieren. Dann wurden einige gekochte Kartoffeln, die vielleicht vom Mittag übrig waren, fein zerdrückt; Essig, Oel, Pfeffer, Salz, nach Belieben auch ein wenig Zwiebel, wurden schön glatt miteinander verrührt und zuletzt die abgetropften und nochmal mit der Hand ausgedrückten Löwenzahnblätter hinzugefügt — und ein sehr geschmackender Salat war fertig. In vielen Gegenden kocht man die Löwenzahnblätter, auch die größeren, etwa eine halbe Stunde in Salzwasser gar und richtet sie dann mit Speck oder anderem Fett zu einem wohlschmeckenden Gemüse an.

Daß frische Kohlrabisprossen ein herrliches Gemüse ergeben, ist wohl bekannt, und ich brauche darüber nichts weiter zu sagen. Aber ein anderes, weit weniger bekanntes Gemüse bieten uns Kohlrübensprossen. Die im Herbst im Garten eingemieteten Kohlrüben beginnen im zeitigen Frühjahr schon zu treiben. Die Stengel und Blätter sind gelb und außerordentlich zart. Wir stechen diese Rüben, die dann später an das Vieh verfüttert wurden, recht kräftig emporschießen und bekamen so einen frühen Spinat, den wir dann gekochen, grünblättrigen bei weitem vorzogen, da er viel wohlschmeckender und zarter war. Das Gemüse wurde, nachdem es sauber gewaschen und weich gekocht war, genau wie anderer Spinat behandelt.

Ein Gemüse, das auch nichts kostete, aber etwas später kam, war der Wiesenkohl, auch Spitzel genannt. Er hat langstielförmige Blätter, die etwas, aber ganz wenig wollig sind und eine grangrüne Färbung haben. Bei uns wuchs dieser Kohl in großen Mengen in den Wiesen. Wir sammelten ganze Körbe voll, da er, wie Spinat, sehr einkocht, und bereiteten ihn zu wie den gewöhnlichen Spinat.

Wenn Ostern spät fiel, konnten wir schon zu Gründonnerstag, an welchem Tag jeder Hausbalt auf dem Dunstrick sein „Grünmus" haben muß, Spinat aus jungen Brennesseln kochen. Die zarten Blätter wurden, nachdem sie gut verlesen und einige Male in Salzwasser gewaschen waren, schnell gar gekocht und wie Spinat zubereitet. Aber viel besseder waren Sprossenkohl vom Wintergrünkohl und die jungen Kohlrübensprossen. Sie waren gar nicht so weichlich, wie all der andere Spinat. Ihr Geschmack war etwas herb und würzig und erinnerte an die Frühlingsluft, die jetzt über die Höhe strich.

Sauerampfer, den es auch in großen Mengen gab, kam weniger Beitrat, aber er wurde doch oft mit Löwenzahn oder Wiesenkohl, oder irgend einem anderen Spinat vermischt und gekocht, wodurch diese Gemüse ihre Farbeit verloren und der Sauerampfer beschmutzer wurde.

Welt verbreitet ist auch die Bergwarte oder gemeine Kichorie. Wir nannten sie Wegerich und bereiteten aus ihren jungen Blättern sowohl Salat als auch Gemüse. Aber auch zu Salat wurden die Blätter einen Augenblick mit heißem Wasser abgebrüht, ehe sie verwandt wurden. Sollten sie zu Gemüse angerichtet werden, mußten sie entsprechend länger kochen. Alle diese Gerichte sind bekömmlich und wohlschmeckend. Sie sind für die Hausfrau auf dem Lande und in der kleinen Stadt leicht erreichbar und haben den großen Vorzug, kein Geld, keine Mühe und Arbeit des Säens und Pflegens zu kosten. Es gibt natürlich noch viele andere Pflanzen, die in derselben Art ausgenutzt werden könnten, aber auch die vorstehenden Angaben sind vielleicht bereits geeignet, Abwechslung in das Einerlei des Küchenzettels zu bringen.

Das Blanchieren von Konserven.

Nach der Ansicht der Gemüsekonserventabrikanten und mancher Hausfrauen ist es nötig, um dem zu Konserven zu verarbeitenden Gemüse größere Haltbarkeit zu verleihen, es zu „blanchieren", d. h. ein- oder mehrere Male abzubrühen und das Brühwasser abzugießen. Dem gegenüber haben Versuche Dr. Bergs vom Sanatorium „Weißer Hirsch" bei Dresden, die in der Zeitschrift für angewandte Chemie veröffentlicht werden, bestätigt, was auch schon früher bekannt war, daß das Unterlassen des Abbrühens die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191604028/fragment/page=0002